ANTONIA MICHAELIS

Die Allee der verbotenen Fragen

Roman

KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Die Allee der verbotenen Fragen« an: frauen@droemer-knaur.de

Originalausgabe April 2016
© 2016 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Martina Vogl
Covergestaltung: Sabine Kwauka, Grafik – Buchcover – Design, Gröbenzell
Coverabbildung: gettyimages, Heinz Wohner / LOOK-foto
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65386-9

2 4 5 3 1

1. Kapitel:

OLIVEN- UND ZITRONENBLÄTTER

Er fragte sich später, weshalb er nie hier gewesen war. Weshalb sie nie zusammen hergekommen waren. In all den Jahren. Er war fünf gewesen, als er das Dorf zuletzt gesehen hatte. Und er erinnerte sich nicht. An nichts.

Jetzt war er achtzehn.

Die Wellen waren grau. Wer hatte nur die Schaumkronen erfunden? Sonnenbeschienene, strahlend helle Schaumkronen, die sich auf den Wogen überschlugen, die Schaumkronen all jener Romane? Es gab sie ja gar nicht.

Er schlug seinen Kragen hoch und duckte sich unter dem leisen Nieselregen, der still in den Märznachmittag fiel. Das Fischerboot, das vom Bodden hereinkam, war nicht bunt angestrichen, die Möwen nicht weiß. Die Fischer in ihrer Ölkleidung dachten nicht an die Weite des Meeres und die Unendlichkeit des Himmels. Sie dachten, er sah es genau, an die nächste Zigarette.

Er schloss den obersten Knopf seiner Regenjacke und kehrte dem zu realen Meer den Rücken, schlenderte entlang der Mole zurück, die Hände tief in den Taschen vergraben.

»Dies ist der Ort meiner Kindheit«, sagte er laut. Was für eine lächerliche Formulierung. Es gab ein paar Bilder von seinen Eltern und ihm, hier am Strand und vor dem Haus, das war alles. Und der Ort seiner Kindheit war nicht dieses Dorf an der Ostsee. Die Orte seiner Kindheit lagen in England, weit von der Küste entfernt, dort, wohin sie gegangen waren, als er gerade fünf Jahre alt war. Seitdem hatten sie

jedes Jahr Großelternbesuche in Deutschland gemacht, in Schwerin und Potsdam. Aber das Dorf, in dem seine Eltern bei seiner Geburt gelebt hatten, hatte er nie gesehen.

Das Dorf war – Deutschland war – nur der erste Punkt auf seiner Reise durch Europa, er hatte die Schule beendet und beschlossen, alles zu sehen, was es in Europa zu sehen gab. Berlin, Paris, Prag oder so ähnlich. Er hatte lange genug gejobbt, um sich dieses Reisejahr zu verdienen, er war achtzehn, und die Welt stand offen wie ein Tor. Aber zuerst war er hierhergekommen, in dieses Dorf, als müsste er hier den Anfang machen, weil die Welt ihren Anfang mit ihm hier gemacht hatte. Mit dem Kind, dem Menschen Johann Fin Paul Smith. Und auf eine merkwürdige Weise hatte er geglaubt, hier etwas zu finden, das er irgendwo verloren hatte. Noch wusste er nicht, was es war.

Doch er begann, es zu ahnen: die Wahrheit.

Das Dorf Wieck war winzig. Mitten hindurch führte eine Straße, auf deren Pflaster der Regen glänzte. Die Reetdächer hingen tief und dunkel wie Wolken. Winzige Fensteraugen unter herabgezogenen Strohdächern, dahinter Dunkelheit und staubige Dekorationsmöwen. Er suchte das Haus, in dem sie damals gewohnt hatten. Seine Eltern hatten ihm beschrieben, wo es stand, am Ende einer kleinen Seitengasse, und er kannte ja die Bilder: ein Haus mit Rosen im Garten hinter einem weißen Zaun. Ohne Dekorationsstaub.

Aber das Haus stand nicht mehr dort. An seiner Stelle gab es eine Gruppe schmaler, aneinandergedrängter Reihenhäuser: Ferienhäuser mit romantisch blau gestrichenen Balkonen und großen Glasfenstern. Durch die Fenster konnte man identische romantische Einrichtungen sehen. Er ging um die Ferienhäuser herum, um den romantischen Gartenzaun mit den romantischen Zierkugeln in den

romantischen Beeten. Dort erhob sich der Deich, grün bewachsen mit nassem Gras wie mit Algen. An dem Pfad, der hinaufführte, wuchs eine Weide, sturmgeknickt, doch noch lebendig. Dass es Dinge gab, die im Liegen weiterwuchsen!

Hatte er dort oben als Kind gespielt? War er den Pfad vom Deich hinabgerannt?

Er hob den Kopf – und da sah er, dass oben auf dem Deich jemand stand. Eine Silhouette, beinahe schwarz vor dem grauen Himmel, eine Figur in einem dicken Wollpullover, irgendwie unförmig, aber warm. Johann dachte wieder an die Fischer. Womöglich war es einer von ihnen?

Obwohl er sein Gesicht nicht erkennen konnte, spürte er den Blick der Gestalt auf sich ruhen. Durchdringend. Er drehte sich um, um nachzusehen, ob jemand hinter ihm stand, dem dieser Blick galt, jemand, den die Person auf dem Deich kannte und dem sie etwas sagen wollte.

Da war niemand.

Als Johann sich wieder dem Deich zuwandte, war der Deich menschenleer. Er hastete den schlammigen Pfad hinauf, rutschte und stolperte beinahe, wollte dem Mann nach, der vielleicht ein Fischer war – und stand endlich oben. Auf dem unregelmäßig gepflasterten, schnurgeraden Weg ging niemand. Vielleicht war der im Pullover den Deich auf der anderen Seite wieder hinuntergegangen, über das Gras?

Aber dort kam nur noch der Schilfgürtel und dahinter das graue Meer. Warum sollte ein Fischer auf dem Deich herumstehen, einen Touristen anstarren und sich hinterher im Schilf verstecken?

Nein. Die Gestalt war nicht ins Schilf getaucht, und sie war auch nicht verschwunden.

Sie war gar nicht da gewesen.

Oder sie *war* da gewesen, nur nicht heute. Zu einer anderen Zeit. Damals, als er noch mit seinen Eltern hier gewohnt hatte. Was er gesehen hatte, war nicht mehr als ein Teil

seiner eigenen Erinnerung. Und er begriff, dass es das war, was er verloren hatte: diese Erinnerung. Die Erinnerung an etwas, das er nie verstanden hatte. Vielleicht kam sie jetzt wieder. In Stücken.

Auf einmal fror er. Und er sehnte sich nach dem Chaos zu Hause, nach den Zeitungsstapeln seines Vaters, nach dem ungenießbaren Kuchen seiner Mutter, nach Bens Vorliebe dafür, angebissene Erdnussbutterbrote auf dem Fensterbrett über der Heizung liegen zu lassen. Nach Katies stundenlangen Sitzungen vor dem Badezimmerspiegel. Er lächelte. Ben und Katie, die unausstehlichsten kleinen Geschwister der Welt.

Er dachte auch an Jack und Martin, mit denen er die ganze Schulzeit über alles geteilt hatte, die nicht gemachten Hausaufgaben, die doch noch bestandenen Prüfungen, Glück und Unglück. Aber sie hatten nicht mit nach Europa kommen wollen, sie hatten andere Pläne gehabt. Erzähl uns alles, wenn du wieder da bist!

Auf einmal – auf einmal war er sehr allein.

Es gab nur eine Handvoll Sehenswürdigkeiten im Dorf. Da waren der Fluss, der hier in die Bucht mündete, die hölzerne Klappbrücke, die wenigen Schiffe im Hafen. Er sah sich ein paarmal um, doch die Figur im Pullover tauchte nicht wieder auf. Am Ende lenkte er seine Schritte zu der winzigen alten Kirche. Nach der Kirche würde Johann am Fluss entlang zurück nach Greifswald wandern, wo er aus dem Zug gestiegen war, und sich in der Jugendherberge unter eine warme Dusche stellen. Irgendwo in der Stadt eine Kneipe finden. Zu Hause anrufen. Beinahe erwog er, die Besichtigung der Kirche und des Friedhofs einfach zu lassen. Wen interessierte eine alte Kirche? Sicher hatte sie in seinem Leben als Fünfjähriger keine Rolle gespielt. Aber dann trat er doch durch das Tor.

Der Friedhof lag verlassen, wie zu erwarten an einem verregneten Dienstagnachmittag im März. Hohe dicke Buchen streckten ihre Wurzeln zwischen den Gräbern aus. Die Kirche war aus Backstein und verschlossen. Für diejenigen, denen der Regen nicht ausreichte, gab es eine Ansammlung hellgrüner Gießkannen neben einem Wasserhahn, dessen Rohr kahl aus der Erde ragte.

In einem plötzlichen Anfall von Albernheit füllte Johann eine der Gießkannen und goss ein Grab, auf dem nichts als Gras wuchs. Die Kanne in der Hand, wanderte er zwischen den Gräbern entlang und murmelte Jahreszahlen vor sich hin: »1848, 1849, 1942 …« Die Gräber auf diesem kleinen Friedhof waren alt, noch nicht Opfer der modernen Manie, die Toten nach ein paar Jahren wieder auszugraben, um Platz für neue Tote zu schaffen. Wenn man bedachte, wie viel mehr Tote es auf der Welt gab als Lebende! Tausende, Millionen, Milliarden – ein beunruhigender Gedanke. Man könnte eine ganz neue Bevölkerungspyramide erstellen, eine erdrückende Pyramide von Geschichten, von Geschichte, und wie vernichtend gering wäre der Teil der Lebenden an der wackeligen Spitze der Pyramide. Wenn die Toten Wahlrecht hätten, hätten die Lebenden nichts mehr zu sagen. Aber wen würden die Toten wählen?

»1899, 1943, 1945, 1905«, las Johann halblaut, seine Lippen nass vom Regen. »1907, 1990.«

Er blieb stehen. 1990. Hier war jemand im gleichen Jahr geboren worden wie er. Er beugte sich vor, um das Moos von dem schlichten, rechteckigen Grabstein zu kratzen.

1990–1990. Darunter: *Gottes Wille ist dem Menschen unergründlich*.

Ein Kind. Woran mochte es gestorben sein? Johann beseitigte weiteres Moos, und eine Zeile über den Jahreszahlen wurde sichtbar: 3.4. und 3.4. Nicht einmal einen Tag alt. Er schluckte. Der 3. April, das war sein Geburtstag.

Vielleicht hatten seine Eltern die Eltern dieses toten Kindes gekannt, vielleicht hatte seine Mutter zusammen mit der Mutter dieses Kindes im Kreißsaal gelegen. Er lebte und der andere – die andere? – nicht. Da war noch eine Schriftzeile, kaum zu erahnen, bedeckt von Efeu. Mit regenklammen Fingern löste Johann die Ranken und las.

Johann Fin Paul.

Er schloss die Augen, hob das Gesicht zum nassen Himmel und atmete tief durch.

»Johann Fin Paul«, flüsterte er. »Das … das bin ich. Verrückt. Das … das muss ein Irrtum sein. Eine Verwechslung. Oder es ist jemand anderer, der genau so heißt wie ich und am selben Tag geboren ist. Und dessen Nachname nicht auf dem Grabstein steht.«

Aber er wusste mit nagender Gewissheit, dass es nicht so war. Dass er gekommen war, um dieses Grab zu finden.

Er war tot? Dafür fühlte er sich erstaunlich lebendig.

Jemand räusperte sich hinter ihm, und Johann öffnete die Augen. Sein Herz jagte sich selbst – ohne eine Chance, sich zu entkommen. Doch hinter ihm stand kein Sensenmann aus einem Cartoon. Kein Untoter. Kein Geist. Nur ein Mann in einer roten Regenjacke und Jeans. Der Regen hatte sich in feinen Tropfen in seinem grauen Haar gefangen.

»Kann ich dir helfen?«, fragte der Mann.

Johann sah sich um. »Mir? Meinen Sie mich?«

»Ist denn sonst noch jemand hier?«

Johann sah sich um. »Ich bin mir nicht sicher«, antwortete er leise. Seine Augen suchten wieder die Figur im dicken Pullover, die er auf dem Deich gesehen hatte. Er fand sie nicht, aber das hieß nicht, dass sie nicht da war. Vielleicht war sie zwischen den Zeilen, hinter den Dingen. Irgendwo.

Der Mann trat jetzt einen Schritt näher und betrachtete den freigekratzten Grabstein.

»Sehr schön«, sagte er. »Du scheinst einen Sinn für Ordnung zu haben. Vielleicht sollte ich dich anstellen, als Grabpfleger … Verzeih, ich muss mich vorstellen. Ich bin der Pastor hier.«

»Ach«, sagte Johann. »Ich … äh … kratze gewöhnlich keine Grabsteine frei. Es ist nur, auf diesem hier … steht mein Name. Johann Fin Paul. Das bin ich. Aber ich bin nicht tot. Ich verstehe nicht …«

»Vielleicht«, sagte der Pastor, »habe ich etwas für dich. Wenn das dein Name ist.«

»Für mich?« Johann folgte den Schritten des Pastors, Gummistiefelschritten. Er merkte, dass er noch immer die grüne Gießkanne in der Hand hielt. Und dass etwas in ihm einen kleinen Sprung machte, wie das Herz eines Kindes, das bei der Suche nach einem geburtstäglich versteckten Piratenschatz die erste Ecke der Schatzkiste entdeckte. Auch wenn er ein wenig Angst hatte, die Neugier war größer. »Wieso? *Was* haben Sie für mich?«

»Etwas«, antwortete der Pfarrer, »das ich gefunden habe. In der Erde, als ich die Blumen auf dem Grab erneuert habe. Ich bin nicht schlau daraus geworden, aber das hier ist ja auch nicht mein Grabstein, sondern deiner. Vielleicht wirst du schlau daraus. Komm mit!«

Es geschah vor dem Schaufenster von *Haushalts- und Dekorationsartikel Schmidt,* an einem Montag, an einer Ecke des Greifswalder Marktplatzes. Akelei hätte nicht damit gerechnet. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass überhaupt etwas geschehen würde. Es geschah selten etwas in ihrem Leben. Sie stand vor dem Schaufenster und überlegte, ob sie die Tischdecke mit dem eingewebten grünen Karo kaufen sollte. Sie würde die Decke draußen auf den Garten-

tisch legen und eine Vase mit Tulpen daraufstellen … Nein, es war noch zu kalt für den Gartentisch. Es war erst März.

Da waren noch diese Übertöpfe, poröser Ton, rustikal, mit einem kleinen Muster aus Olivenblättern am oberen Rand. Es gab sie auch mit Zitronenästen. Sie könnte, dachte Akelei, mehrere Übertöpfe kaufen, in jeden ein paar Narzissen pflanzen und sie an passenden Stellen im Haus verteilen. Als wäre der Frühling schon da.

»Boook«, sagte es aus der Plastiktragetasche an ihrem Arm.

»Sei ruhig!«, befahl Akelei.

In der Plastiktragetasche saß ein Huhn. Ein großes, weißes Huhn. Akelei dachte nicht gern daran. Es war ein quengeliges Huhn; es hatte auf dem ganzen Weg gequengelt, und außerdem war es schwer. Sie stellte das Huhn neben sich ab. Würde Hermann die Olivenblätter oder die Zitronenäste vorziehen? Wahrscheinlich, dachte sie mit einem kleinen Seufzer, waren Hermann Übertöpfe egal. Wahrscheinlich würde er sie nicht einmal bemerken. Wahrscheinlich hielt er es für selbstverständlich, dass es in seinem Haus schön war. Dass im Sommer frische Schnittblumen in den Vasen standen und im Winter geschmückte Fichtenzweige. Dass die Wäsche, gebügelt und gestärkt, in akkuraten Stapeln im Schrank lag. Dass der Boden glänzte und das Haus duftete. Akelei war mit der Luft sehr sorgfältig. Sie hätte jedes Molekül einzeln gebügelt und gestärkt und eventuell auch frische Schnittblumen hineingestellt. Aber sie war sich nicht sicher über die genaue Beschaffenheit der Luftmoleküle und darüber, ob sie beispielsweise hohl …

»Book?«, fragte es aus der Tragetasche. Ein weißer Kopf streckte sich neugierig an den Henkeln vorbei. Interessierte sich das Huhn für Haushalts- und Dekorationsartikel?

»Bleib, wo du bist!«, sagte Akelei und bemerkte einen

ängstlichen Unterton in ihrer Stimme. »Sonst schließe ich den Reißverschluss ganz.«

Diese Sache mit den Hühnern war ärgerlich. Es waren Hermanns Hühner. Jeden Monat eines. Akelei kaufte sie bei dem Bauern in der Anklamer Straße, wo man auch Milch holen konnte. Es waren sehr ökologische Hühner und sehr ökologische Milch, doch darum ging es nicht.

Hermann schlachtete gerne selbst.

Hühner zu schlachten war vermutlich das Gegenteil seiner Arbeit im Büro, etwas irgendwie Urtümliches, Erdverbundenes, Archaisches. Oder vielleicht stellte er sich vor, die Hühner wären die Leute, die im Büro in der Hierarchie über ihm saßen und ihm das Leben schwer machten?

»Das Fleisch hat einen ganz anderen Geschmack«, hatte er ihr erklärt. »Du verstehst das nicht. Wenn man nicht damit aufgewachsen ist, versteht man das nicht.«

Akelei wollte es gar nicht verstehen. Sie lieferte die Hühner ab und tat etwas in einer entfernten Ecke des Hauses, wenn er mit dem jeweiligen Huhn in den Garten ging. Bisweilen fragte sie sich, ob man eigentlich zu Hause Hühner schlachten durfte. Hermanns Eltern hatten Hühner in ihrer Laube gehalten. Er hatte Akelei gezeigt, wie sie die Hühner rupfen und ausnehmen musste, ehe sie sie briet. Ihr wurde jedes Mal schlecht dabei. Herrmann hatte natürlich recht – den Hühnern war es egal, wer sie schlachtete und ob sie hinterher in einem Supermarkt herumlagen, ehe man sie aß. Dennoch zog Akelei eingeschweißte Hühner uneingeschweißten Hühnern vor. Man konnte sich vorstellen, die eingeschweißten Hühner hätten gar nicht sterben müssen, weil sie nie gelebt hatten. Sie waren einfach als Schenkel und Keulen irgendwo aus einer Art Hühnerfleisch-Urmasse produziert worden, blutlos und reinlich.

»Boo-hook?«, erkundigte sich das Huhn und blitzte sie unternehmungslustig aus seinen kleinen Augen an.

»Vergiss es!«, sagte Akelei. »Heute passiert nichts Aufregendes mehr. Du wirst lediglich geschlachtet.«

Das Huhn schien nicht überzeugt. »Bo-hoo-o«, machte es.

Eindeutig: Es widersprach. Stures Tier. Akelei beschloss, es zu ignorieren, und studierte die Schnörkelschrift, die aufs Schaufenster geklebt war. *Haushalts- und Dekorationsartikel Schmidt*. Es klang so sauber, so perfekt, so absolut richtig. Mindestens so gut wie »eingeschweißt«. Hermann hätte nie begriffen, was sie an solchen Worten fand. Worte waren für Hermann unwichtig. Er kümmerte sich um wichtige Dinge wie das Geldverdienen. Auch das Wort »Akelei« war für ihn unwichtig. Störend beinahe. Er nannte sie Elena. Dabei hieß sie wirklich Akelei. Wie die Blume. Elena war ihr zweiter Name.

»Elena hört sich vernünftiger an«, hatte Hermann gesagt, gleich damals, als sie sich kennengelernt hatten. Es stimmte. Akelei hörte sich *nicht* vernünftig an. Akelei klang nach dem Frühlingsduft, den Haushalts-und-Dekorationsartikel-Schmidt versprach – nach Pastellgrün und Schwerelosigkeit. Akelei betrachtete ihr Spiegelbild in der Scheibe. Sie trug einen pastellgrünen Mantel, doch sie war alles andere als schwerelos. Mit der Zeit hatte sie um die Mitte herum ein wenig Masse angesetzt, gerade so viel, dass man nicht mehr sagen konnte, sie wäre schlank. Womöglich sollte sie nicht diese halblangen Röcke tragen. Die unteren Stücke ihrer Beine ragten darunter hervor wie Schirmständer. Sie würde eine Frauenzeitschrift kaufen und die Frühlingsdiät darin ausprobieren. Sie probierte jedes Frühjahr zwei oder drei solcher Diäten aus, doch das Einzige, was sie dabei verlor, war die Lust, noch mehr Fotos von charmanten, spargeldünnen, modern frisierten Hausfrauen zu sehen, die ihren glücklichen Familien Spargel servierten. Die Hausfrauen in den Zeitschriften hatten immer zwei oder drei gut

gekämmte Kinder, die alle ausnahmslos gerne Spargel aßen. Die Kinder regten Akelei am meisten auf. Manchmal riss sie sie aus den Hochglanzfotos heraus und zerknüllte sie.

Hermann und sie waren seit siebzehn Jahren verheiratet. Kinderlos verheiratet. Hätten sie Kinder gehabt, wäre sie dann schlank geblieben? Hätte Hermann sie dann liebevoll »Akelei« genannt? »allerliebste Akelei«, so wie damals ihre Eltern? Hätte er die Schnittblumen bemerkt?

Wenn sie Kinder gehabt hätte, dachte Akelei, wäre es ihr vermutlich egal gewesen, ob er die Schnittblumen bemerkte. Vermutlich wären ihr sogar die Schnittblumen egal gewesen. Vermutlich der ganze Hermann. Seit beinahe achtzehn Jahren versuchte sie, die Abwesenheit von Kindern durch verstärkte Anwesenheit von Perfektionismus in ihrer Haushaltsführung zu kompensieren. Denn es war ihre Schuld, dass sie keine Kinder hatten. Sie wusste es genau, auch wenn Hermann es vielleicht *nicht* wusste. Es lag daran, dass sie ihn nicht liebte. Sie mochte ihn nicht mal besonders. Er war in Ordnung, er war höflich und freundlich und meistens im Büro. Und wenn er eines Tages einfach dort geblieben wäre, hätte es sie nicht weiter gestört. Aber das waren gut verborgene Ideen, die sie nur entdeckte, wenn sie in den allerhintersten Ecken ihres Hirns Staub wischte.

Natürlich war Akelei nicht so dumm, dass sie wirklich daran glaubte, die Liebe habe etwas mit dem Kinderkriegen zu tun. Die Frauenzeitschriften erklärten ihr in regelmäßigen Abständen, dass man für einen Orgasmus keine Liebe und zum Schwangerwerden keinen Orgasmus brauchte. Und dennoch … weil … mit Hermann … also: nie. Kein einziges Mal in fast achtzehn Jahren. Sie hatte natürlich mit niemandem je darüber gesprochen, ihre Erziehung erlaubte das Wort Orgasmus nicht einmal. Tief in ihrem Herzen oder in einem anderen Organ war Akelei Elena Schulze dennoch fest davon überzeugt, dass es trotz allem und nur in ihrem Fall

einen Zusammenhang gab. Wenn sie es schaffen könnte, Hermann zu lieben, würde sie plötzlich wundervollen, atemberaubenden, filmreifen Sex mit ihm haben, und dann würde sie schwanger werden. Akelei schüttelte den Kopf. Irgendwann war es zu spät, und dann war die Sache eh gegessen.

Das Spiegelbild mit den Schirmständerbeinen, das ihr aus dem Schaufenster entgegenblickte, war Mitte vierzig. Sie sagte dem Spiegelbild nicht, dass es unrecht hatte. Wozu auch.

Das Huhn zupfte jetzt an ihrem Rocksaum, als wollte es Akelei etwas mitteilen. Etwas Dringendes.

»Hör auf damit!«, zischte sie und nahm ihm den Rocksaum weg. Dann richtete sie sich auf, um wieder ins Schaufenster zu sehen. Und da – da geschah es.

In der Scheibe tauchte ein anderes Spiegelbild auf, hinter ihrem. Jemand ging dort vorbei. Und blieb jetzt stehen.

Es waren die ganze Zeit Leute vorbeigegangen; der Greifswalder Marktplatz wimmelte auch im März von Touristen, Studenten und einem gelegentlichen Anwohner. Bisher hatte Akelei die Spiegelschemen der Passanten nicht beachtet. Doch dieses eine Spiegelbild – es *konnte nicht da sein*. Akelei blinzelte. Das Spiegelbild blieb, wo es war. Es gehörte einem Jungen mit schwarzem, wirrem Haar. Darunter strahlten über einer zugegebenermaßen hakigen Nase zwei sehr grüne Augen. Beinahe türkis. Oder bildete sie sich das ein? Kann man in einem Schaufenster sehen, ob Augen beinahe türkis sind? Der Junge war vielleicht achtzehn oder neunzehn, er trug Jeans, Springerstiefel und eine speckige, dunkelbraune Lederjacke. Und einen kleinen Koffer. Er sah sich um, unternehmungslustig, aber ein wenig unschlüssig, vielleicht, weil er nicht wusste, was er zuerst unternehmen sollte. Akelei fühlte, wie sich ihr Herz in einen Übertopf mit Olivenmuster verwandelte vor Schreck. Wenn er sie sah … was, wenn er sie sah?

Er sah sie nicht. Er schien einen Entschluss gefasst zu haben und ging weiter. Jung. Beschwingt. Aufrecht und irgendwie furchtlos. Da endlich drehte sie sich um und blickte ihm nach.

»Das ist unmöglich«, sagte sie. »Das ist … Wahnsinn! Das geht nicht.«

Sie kannte den Jungen mit den schwarzen Haaren. Als sie ihn zuletzt gesehen hatte, hatte er dieselbe alte Lederjacke getragen. *Dieselbe.* Da war eine gewisse Stelle, wo sich der Kragen gelöst hatte. Er hatte in der gleichen Straße gewohnt wie sie, und sie hatte jede Stelle an seinem Kragen gekannt, obwohl sie kaum je mit ihm gesprochen hatte. Sie war fürchterlich in ihn verliebt gewesen. Damals. Mit achtzehn. Akelei hatte am Gartenzaun gestanden, in einer blassrosa Bluse, stumm, beobachtend. Er hatte ein Moped besessen und Freunde, die die Erwachsenen nicht gerne in der Straße sahen. Und dann war er verschwunden, eines Tages, unerklärlich und spurlos. Niemand hatte gewusst, wohin.

Und jetzt – jetzt war er wieder da, unverändert achtzehn Jahre alt. Und Akelei war, so stellte sie in einer Mischung aus Aufregung und Erschrecken fest, unverändert verliebt. Nur sie selbst, sie war gealtert, so wie es sich gehörte, denn sie tat immer alles, was sich gehörte.

Sie wandte sich wieder der Schaufensterscheibe zu, und auf einmal sah sie die Wahrheit darin. Sie sah eine mittelalte, pummelige, langweilige Hausfrau.

So also war das. In einem Moment war man ein junges Mädchen, die ganze Welt stand einem offen, alle Möglichkeiten, alle Abenteuer; fremde Kontinente warteten auf einen, waghalsige Liebesgeschichten, Karrieren und Universitäten, Schiffspassagen ins Unbekannte. Im nächsten stand man in einem pastellgrünen Mantel vor einem Schaufenster, neben sich eine Tragetasche mit einem Huhn, und das Wichtigste im Leben schienen Blumenübertöpfe.

War es zu spät? War die wahre, lebendige Akelei längst unter Bergen von gestärkter Wäsche und Hühnerfedern und Hermanns lauwarmem Körper erstickt?

»Jetzt«, wisperte Akelei. »Jetzt ist die letzte Chance.«

Sie lauschte ihren Worten nach, die in der Luft zergingen wie Rauch. Wie Zeit. Wie Leben. Dann hob sie die Tasche mit dem Huhn auf und ging dem Jungen nach, der nicht sein konnte, wer er war. Der zurückgekehrt war. Und ihr kam ein absurder Gedanke: War er am Ende nur zurückgekehrt, um ihr die Augen zu öffnen? Sie zu retten? Ein Messias mit schwarz gefärbtem, wirrem Haar und einer abgewetzten Lederjacke? Sie folgte ihm in gebührendem Abstand. Er brauchte sie nicht zu sehen. Noch nicht. Sie würde sich als Schatten an seine Fersen heften, ein pastellfarbener, pummeliger Schatten mit einer großen, geblümten Plastiktragetasche.

»Ho-boook«, sagte das Huhn. Es klang sehr zufrieden – als hätte es genau das erreicht, was es wollte.